

Leserbrief

Die Wissenschaft und das Sprechzimmer

Roland Barthes hat einmal geschrieben, die Rolle der Literatur bestehe darin, der wissenschaftlichen Institution aktiv vorzuführen, was diese ablehne, nämlich die Souveränität der Sprache. Der wissenschaftliche Diskurs bemächtigt sich ihrer als Transportmittel der eigenen Aussagen und gehe stillschweigend davon aus, dies sei auch ihre neutrale Bestimmung. Sie sei, aus wissenschaftlicher Sicht, eine Dienerin der Objektivität. Damit verwandle sich die Sprache zur Sprachregelung, mithin zu einem Herrschaftsinstrument.

Das kommt uns bekannt vor. Wir haben ein feines Gespür für den «Ton», die Sprache eben, die in einer jeweiligen gesellschaftlichen oder weltanschaulichen Gruppe herrscht. Die wissenschaftliche Sprache aber hat eine ganz besondere Autorität über uns, weil sie als allgemeine Erkenntnis daher kommt. Roland Barthes setzt dem die Bescheidenheit des Schreibens entgegen, welche allein in der Lage sei, die von der Wissenschaft aufgestellten Bilder der Welt in einen besser ausgeleuchteten Raum zu stellen und den Schrecken vor ihrer Autorität zu überwinden. Das Erkenntnispotential der Sprache liegt in dem Umstand, dass diese Sprache *in* ihrem Gegenstand ist und nicht ausserhalb wie die Wissenschaften. Sie ist selbst ein Forschungsinstrument, das die Realität behutsam abtastet und umfassender zur Darstellung bringen kann, als messende Objektivität es vermag. Barthes verweist kühn auf das Imaginäre einer sich selbst setzenden Objektivität und erhält dabei indirekten Sukkurs durch die Physiker, die erkannt haben, dass sich bestimmte Grössen durch die Beobachtung verändern, somit dem objektiven Zugriff entziehen. Die Relativität der Bezugspunkte gilt wohl nicht nur für den Bereich der Elementarteilchen. Es wäre längst die Zeit gekommen, die Poesie den Naturwissenschaften wieder zur Seite zu stellen, weil sie allein fähig ist, die Wissenschaften an ihre Vorläufigkeit zu erinnern, ihre «Wirklichkeiten» zu zerrütten, ihrer sogenannten Klarheit das lebensnotwendige Spiel zur Seite zu stellen, sie neu zu inspirieren. Am Ende können das wissenschaftliche Experiment und die Sprache die Welt nur gemeinsam erspähen. Es kommt, wie Adolf Muschg es sehr schön formuliert hat, zur Hintertür wieder herein, was die Naturwissenschaften lange zur Vordertür hinauskomplimentiert haben: das Subjekt als Mitautor wissenschaftlicher Prozesse.

Barthes hat, ohne sich dessen bewusst zu sein, auch über die ärztliche Sprechstunde nachgedacht. Nicht dass es in der Sprechstunde zur Sprachvollendung käme. Oft genug ist sie ein Ort billiger Worthülsen, in

welche Befindlichkeiten und medizinische Erklärungen vorschnell eingepackt werden. Die Sprache muss sodann zurücktreten vor den vielen fast rituellen Sprechstundenabläufen, die den Beteiligten ein Gefühl der Norm und der Sicherheit geben. Das hat auch seine Richtigkeit, denn diese Abläufe geben uns ein gewisses Gerüst von medizinischen Checks und *red flags*, welche zu beachten beruflich ratsam ist. Die Disziplin des Denkens, die wir in den Wissenschaften lernen, ist ein verlässlicher Helfer beim Verstehen subjektiver Klagen und bei ihrer Einordnung in einen somatischen oder psychischen Kontext, aus welchem heraus sich dann eine mögliche Therapie ergibt. Unmerklich aber ordnen wir den Patienten dabei ein in die «Sprache» der Medizin und werden nicht gewahr, dass wir damit eine Komplexität aufzulösen versuchen, die nie ganz auflösbar ist. Jede Theorie ist wie ein Kleidungsstück, das dem Menschen übergezogen, nicht ganz passt. Die Leute erahnen, dass keine *clinical correctness* ihnen gänzlich gerecht wird, und haben ein feines Gespür dafür, ob wir nur nach dem Mass der medizinischen Sprache messen, oder ob wir auch etwas merken. Dieses «Merken» ist ein Tastsinn, mit welchem wir vor allem Wissen und Können schon ausgerüstet waren. Er sitzt tief unter den ordnenden Kräften unseres Bewusstseins und nimmt sich die Freiheit, die Dinge unvoreingenommen wahrzunehmen. Der berühmte Kindermund berichtet manchmal davon. Vielleicht auch Musik, Literatur, ein Gestaltetes, das uns spiegelt. Gemerkt wird nicht das, was wir merken «sollen», um es sogleich in ein Gerüst von medizinisch-psychologischem Wissen einzuordnen, sondern das Lebendige. Es wächst in den Asphaltspalten der gedeuteten Welt, huscht durch eine Geste, kleidet sich mit unseren Gefühlen und verweigert sich unseren Zuordnungen, sitzt im Wartezimmer, steht am Empfang ... Wir sehen es vielleicht, aber wir verbieten ihm oft den Auftritt in unserem viel gerühmten klaren Denken.

Merken freilich ist gebunden an ein Beziehungsgeschehen. Diese Beziehung ist nicht ein Privileg des «feinsinnigen Menschen» oder des «menschlichen Hausarztes» und was der Klischees mehr sind. Da braucht es keinen angenehmen Raum und keine gekonnte Wortwahl, eher schon die Bereitschaft, auf die eigenen Worte vorerst einmal zu verzichten. Und es braucht nicht einmal viel Zeit. Nur eben diese Kinderaugen, mit denen zu schauen uns in der Freizeit oft besser gelingt als bei der Arbeit. Es braucht nicht einmal eine angenehme Atmosphäre. Das unmittelbar Wahre kommt bisweilen hässlich und im grössten Stress daher. Immer aber ist es eingebettet in eine Zwei-Personen-Wirklichkeit, in wel-

cher die unverwechselbaren Voraussetzungen des einen auf diejenigen des anderen treffen, und sei es nur für Sekunden.

Barthes' Souveränität der Sprache meint für uns die Souveränität unserer Wahrnehmung. Indessen müssen wir dieser Wahrnehmung *per se* auch trauen. «Was ist das Schwerste? Was das Leichteste dich dünkt: mit den Augen zu sehen, was vor den Augen dir liegt.» Goethe hat erkannt, dass wir alle Wahrnehmungen augenblicklich in einen Dienst stellen, sei es in den Dienst einer Wissenschaft oder einer Weltanschauung oder, simpel, in den Dienst eines Nutzens. Die reine Wahrnehmung hat eine kurze Überlebenszeit. Zu selten warten wir, bis sie ihren Mund aufmacht und spricht. Dann erkennen wir ihre Souveränität. Man hat, *tout court*, etwas gemerkt. Solches bedarf keiner Wissenschaft, wie es so schön heisst. Es ist auch keine Gegenwissenschaft und keine Methode, schon gar keine Spezialität einer Schul- oder einer Alternativmedizin. Ein grosser Theologe und Mystiker des Mittelalters, Meister Eckhart, hat für die Erkenntnis einen «Weg ohne Weg» empfohlen und damit einen Fingerzeig gegeben auf die Schwierigkeit des reinen Schauens. Die methodenlose Bereitschaft ist nicht nur eine Bedingung der Spiritualität, sondern am Anfang auch der Wissenschaft, wenn sie denn mehr sein will als uninspirierte Fleissarbeit. Wer eine klinische Studie macht, muss am Ende eine

statistische Signifikanz herausarbeiten. Dem, was ausschert, was nicht passen will, schenken wir im Allgemeinen viel zu wenig Beachtung. Zum Unverständlichen hinsehen, ohne voreilig Schlüsse zu ziehen, ist eine Tugend, die sich in unserem Wissenschaftsbetrieb nicht zu lohnen scheint.

In der Sprechstunde, so banal sich diese auch immer abspielt, entziffern wir Krankengeschichten. Die Lupe der empirischen Messmethoden, die wir dabei oft verwenden, zeigt den Text umso schärfer, je mehr sie von der Hand des Beziehungsgeschehens geführt ist. Die Geschichte des Patienten wird sich uns erst dann erhellen, wenn wir den Wahrnehmungen, die sich zufällig und unverhofft ereignen, unsere unvoreingenommenen Augen schenken.

Thomas Schweizer

Korrespondenz:

Dr. med.Th. Schweizer
Allg. Medizin FMH
CH-3097 Liebefeld
famschweizer@bluewin.ch

Literatur

– Roland Barthes. Das Rauschen der Sprache. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag; 2005.